

(Nachdruck verboten.)

55]

## Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwiga Thoma.

Es hatte sich aber etwas Merkwürdiges ereignet; und das war so: Den dritten oder vierten Tag nach seiner Ankunft ging Sylvester zum Lehrer Stegmüller und sagte ihm, welchen Entschluß er mit Billigung seiner Mutter gefaßt habe.

Stegmüller wußte das hauptsächlichste bereits aus den Prophezeiungen des Herrn Kooperators und der Bäcker Ulrich Marie; er war nur überrascht, daß Sylvester nicht zum Theater gehen wollte.

Sitzberger hatte es feierlich versichert, und er hatte es geglaubt. Einmal wegen der schönen Stimme, und dann wegen der Anziehungskraft der freien Kunst, die er selbst in seiner Jugend verspürt hatte.

Nun war es ihm doch lieb, daß der junge Mang sich nicht auf den schwanken Boden stellen wollte.

Er lobte ihn darum und bezeugte ihm aufrichtige Anerkennung, weil er sich so gefaßt und unbekümmert seine Zukunft selber aufbauen wollte.

Wie hätte sich wohl der Pfarrer Held über seinen Schilling gewundert! Er hätte sicherlich den Entschluß gebilligt und gesagt, jeder müsse tun, was er für recht erkenne. Der jetzige Pfarrer urteile wohl anders.

Und da war Stegmüller in ein Gespräch geraten, das er mit großer Vorsicht, aber doch gerne pflegte. Mit unterdrückten Seufzern und halben Andeutungen gab er Sylvester zu verstehen, daß sich vieles geändert habe, und daß die Neuerung nicht gerade eine Besserung bedeute. Und dabei kam er auch auf den Schuller zu sprechen. Er erzählte Sylvester, welche schlimmen Kränkungen den Mann angegangen hätten, eine nach der andern; aber freilich, die schwerste Verschuldigung stamme von Geld her. Und er beschrieb den Vorfall mit ausführlicher Breite.

Sylvester sagte, das glaube er nicht. Der alte Herr hätte so etwas nicht getan.

Stegmüller zog die Achseln in die Höhe.

Ihm sei es ja auch sonderbar vorgekommen, aber man müsse es wohl glauben. Ihm tue es leid um den Schuller.

Und ihm noch mehr um das Andenken Gelds, sagte Sylvester. Wie man ihm das nachsagen könnte! Wenn der etwas Schlechtes von einem gewußt hätte, dann hätte er ihm gründlich die Wahrheit gesagt, aber nicht heimlich eine Anklage geschrieben.

Das sei früher auch seine Meinung gewesen, versicherte Stegmüller. Aber

Und gerade beim Schuller, unterbrach ihn Sylvester, da sei es nun ganz unmöglich. Geld habe einmal gesagt, wie unrecht es sei, verächtlich von der Hartherzigkeit und dem Eigennutz der Bauern zu reden. Wer das tue, wisse nicht, wie viel man der zähen Art der Bauern verdanke; wie sie unser Volkstum unberührt von Geschlecht zu Geschlecht vererbten und aus den Trümmern immer wieder das alte Vaterland aufgebaut hätten.

Und da habe Geld den Schuller als Beispiel angeführt. Das sei so einer, der sich nicht beugen lasse, und der mit unverdrossenem Fleiße seine kleine Welt in Ordnung halte.

Wie könne man dieses Lob übereinbringen mit der heimlichen Anklage? Und wer dürfe glauben, daß Geld den Mann schäuder schädigte, dessen Lichtigkeit ihm so viel galt?

Das sei alles recht schön, meinte Stegmüller. Aber vielleicht habe Geld seine gute Meinung später geändert.

Nein, sagte Sylvester, denn dieses Lob habe er in der letzten Zeit von Geld gehört. Und wenige Monate später sei der alte Herr gestorben.

Dann habe er den Zettel vielleicht früher geschrieben und habe erst nachträglich eine bessere Meinung vom Schuller erhalten, erwiderte der hartnäckige Stegmüller.

Jedenfalls sei der Zettel da, und er möchte Sylvester nicht raten, solche Zweifel auszusprechen. Ueberhaupt müsse man froh sein, wenn die Sache nach und nach einschlafe. Das sei auch für den Schuller das Beste.

Sylvester war nicht zu ängstlich auf seiner Gut, und es mochte wohl sein, daß die Weberin einiges hörte, von der es wieder die Bäcker Ulrich Marie und auf diesem Umwege der Herr Kooperator erfuhr.

Vielleicht kam die Kunde auch auf andere Weise in den Pfarrhof; jedenfalls ließ Baustätter den Herrn Mang um seinen Besuch bitten.

Sylvester dachte, er wolle mit ihm Rücksprache nehmen wegen seines Abschiedes vom geistlichen Berufe und fand sich zur festgesetzten Stunde im Pfarrhof ein.

Der Gang war ihm nicht lieb. Er hatte es nach jenem ersten Besuche vermieden, mit Baustätter zusammenzutreffen. Aber er gestand dem Pfarrer das Recht zu, in dieser Angelegenheit von ihm selbst die Wahrheit zu erfahren, und er hielt es für gut, wenn er mit einer blühdigen Erklärung den Platfch aus der Welt schaffte.

Baustätter empfing ihn wohlwollend.

„Ah, der Herr Studiosus! Wollen Sie Platz nehmen?“

Sylvester musterte mit einem raschen Blicke den Raum, der ehemals so behaglich war, und von dessen Wänden jetzt aufdringliche Frömmigkeit auf ihn herunterstarrte.

„Segen Sie sich doch!“ wiederholte der Pfarrer.

„Ich danke, wenn Sie erlauben, stehe ich lieber.“

„Wie Sie wünschen. Ich habe Sie um Ihren Besuch gebeten, Herr Mang, weil mir Verschiedenes berichtet wurde. Sie wollen dem priesterlichen Stande entsagen?“

„Ja, Hochwürden.“

„Ich habe Ihnen keinen Vorwurf zu machen. Sie werden sich geprüft haben, warum Sie diesem erhabenen Stande nicht angehören wollen.“

„Ich habe es lange überlegt.“

„Wer nicht allem absagt, kann nicht mein Jünger sein, steht geschrieben. Wenn Sie die weltlichen Interessen höher achteten, dann war es besser, daß Sie zurücktraten.“

„Ich habe keine rechte Freude dazu. Und die muß man doch haben!“

„Gewiß! Man muß sich vom Weltgeiste losschälen. Nisi quis renuntiaverit omnibus. Aber haben Sie überlegt, was Sie aufgeben wegen dieser verkehrten Welt? Wird nicht eines Tages die Stunde kommen, wo Sie den Tausch bitter bereuen?“

„Ich glaube nicht, Hochwürden.“

„Und ich hoffe es nicht. Wie gesagt, ich mache Ihnen keinen Vorwurf. Als ich von Ihrem Entschlusse hörte, habe ich Sie in mein Gebet eingeschlossen. Und ich dachte, wenn ich nur ein niedriger Bevegatund veranlaßt hat!“

„Nein, Herr Pfarrer.“

Sylvester begegnete den Blauen Baustätters. Die waren stehend auf ihn gerichtet. Jetzt huschten sie weg und senkten sich auf die fleischigen Hände, welche wie zum Gebete gefaltet waren.

„Es ist mir gesagt worden, daß Sie wegen eines Mädchens auf Ihrem Wege umkehrten.“

„Wer hat das gesagt?“

„Man hat es allgemein behauptet. Aber ich glaube es nicht. Ich konnte mir nicht denken, daß ein ehrbares Mädchen seine Wünsche auf einen richtet, der sich zum priesterlichen Berufe vorbereitet.“

Sylvester fühlte, wie ihm die heiße Röte ins Gesicht stieg. Wieder begegnete er dem lauernden Blick. Es lag etwas Feindseliges in diesen Augen. Sie verrieten Gedanken, die nichts zu tun hatten mit den salbungsvollen Worten.

„Und Sie haben sich ausgesöhnt mit denen, welche eigentlich ein Recht haben auf die Bollendung Ihrer Studien?“

„Es hat keine Ausöhnung gebraucht. Meine Mutter wollte mich überhaupt nicht zwingen.“

„Das ist gewiß vernünftig. Aber es gibt noch jemand, den Ihr Entschluß sehr nahe angeht. Ihren Vetter.“

„Ich habe ihm geschrieben.“

„Und hat er Ihnen schon geantwortet?“

„Nein. Ich glaube auch nicht, daß er mir schreibt. Vielleicht kommt er an den Feiertagen herüber.“

„Sie wissen also noch nicht, wie er über die Sache denkt?“

„Nein.“

„Mein Kooperator war gestern zufällig in Posenbach. Er hat mit Ihrem Herrn Vetter gesprochen.“

Baufütter machte eine Pause. Er wollte sehen, wie diese Mitteilung wirkte. Sie wirkte nicht stark.

Schwester kannte den hochwürdigen Herrn Sigberger, und er kannte darum auch den Zufall, der ihn nach Posenbach geführt hatte.

„So, er hat meinen Vetter getroffen?“ fragte er gleichmütig.

„Ja, und ich muß Ihnen zu meinem Bedauern sagen, daß der alte Mann sehr unglücklich ist und sehr enttäuscht.“

„Das tut mir leid, Herr Pfarrer. Vielleicht kann ich ihn beruhigen, wenn ich selber mit ihm rede.“

„Das glaube ich nicht. Er sagte, daß er elf Jahre das Geld für Ihre Studien hergegeben habe, bloß auf das Versprechen, daß Sie Geistlicher werden. Und Sie hätten ihn getäuscht. Vielmehr betrogen, sagte er. Er gebrauchte nämlich sehr starke Ausdrücke.“

In Schwester stieg der Zorn auf.

„Wenn mein Vetter das wirklich gesagt hat, dann weiß er nicht, was er redet.“

„Sie zweifeln doch nicht daran? Wenn Sie wünschen, kann Ihnen mein Kooperator das selbst bestätigen.“

„Ich danke, Herr Pfarrer. Ich meine, darüber habe ich eigentlich nur mit meinem Vetter zu verhandeln.“

„Gewiß. Aber Sie dürfen dem alten Manne nicht zürnen. Bedenken Sie doch, wenn er wirklich das Geld nur in dieser Hoffnung gegeben hat! Und wenn man ihm diese Hoffnung gemacht hat!“

„Solange ich Geld von ihm genommen habe, wußte ich nichts anderes, als daß ich Geistlicher werde.“

(Fortsetzung folgt.)

## Karl Gutzkow.

Zur dreißigsten Wiederkehr seines Todestages.

Karl Gutzkow, der vor allen anderen Kopf und Seele des rebellischen jungen Deutschlands der 30er Jahre des letzten Jahrhunderts gewesen ist, gehört seit Jahren nicht mehr zu den Schriftstellern, die ein breiteres Publikum liest. Die Entwicklung der neuzeitlichen Literatur hat ihren dichten Rasen über ihn hinwegwachsen lassen und nicht viele sehen seine Bücher mehr. Das ist erklärlich, aber für eine gute Reihe seiner schier unzähligen Schriften sehr bedauerlich. Jetzt ist Gutzkow 30 Jahre tot, und nun ist darauf zu hoffen, daß manches, was er geschrieben, weil es in billigen Ausgaben herauskommen wird, wieder eine Leserschaft findet. Die zwölfbändige Ausgabe, die von dem Gutzkow-Forscher Heinrich Houben besorgt und vor kurzem in den bekannten wohlfeilen Klassikerausgaben von Max Hoffe, Leipzig, veröffentlicht wurde, gibt durch eine anerkannt wertvolle Auswahl recht brauchbare Fingerzeige. Es ist auch wünschenswert, daß die Arbeiterbibliotheken diese Gutzkow-Ausgabe anschaffen. Nicht um an unterhaltendem, dichterischem Stoff reicher zu werden, sondern um des geschichtlichen Inhalts willen. Denn Gutzkow ist einer gewesen, der mit seinem Leben Zeugnis ablegte von den Jahrzehnten politischen Reisens, die sich an die Julirevolution von 1830 angeschlossen. Er war 1811 in Berlin geboren, und hat auch in Berlin seine Kindheit und Jugend und später die Märztage von 1848 und die Jahre um 1870 verlebt. So haben seine umfangreichen Lebens-erinnerungen besonderen kulturgeschichtlichen Wert, und sie sind sicherlich das, was von Gutzkow, wenn er in den letzten Jahrzehnten auch nur wenig mehr gelesen wurde, doch wohl am ehesten Dauer haben wird. Houben hat diesen Erinnerungen die letzten drei Bände seiner Ausgabe zugeteilt. Sie hätten aber die ersten Bände füllen, hätten mit den Abhandlungen über bedeutende Zeitgestalten und Zeitströmungen vor den Dramen und Novellen stehen sollen. Denn sie geben zum geschichtlichen Erleben auch den Charakter dieses Mannes, in dessen Kerne zäher Kampfwille wohnte und das immer rege Bedürfnis, seiner Gegenwart Fragen zu stellen und sich mit dem moränen und lebenswidrigen Alten auseinanderzusetzen, um einen eigenen, festen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus sich kämpfen ließ. Wer diesen Charakter kennt, dem werden die dichterischen Schriften Gutzkows ihr Eigentliches deutlicher und packender sagen, und auch deshalb sollte also jede Gutzkow-Ausgabe mit diesen Mannes Lebenserinnerungen beginnen.

Wo Ludwig Börnes Saat in der Jugend Deutschlands mächtig aufging, dort stehen die Anfänge Gutzkows: zu Beginn der 30er Jahre, als Börne die Briefe aus Paris (1831) veröffentlichte. Für Gutzkow war Börne nicht nur der politische Wegweiser, sondern auch der Charakterbildner. Diesen Einfluß fühlte Gutzkow nicht nur, sondern er suchte ihn sogar bewußt. In dem Aufsatz „Vergangenheit und Gegenwart“ äußert er, daß er seine Gesinnung

von früh auf an Börnes Charakter gestählt habe. Zum Einfluß freige Börnes gehörte auch der Schüler Wolfgang Menzel, der von Stuttgart aus als Leiter des „Cotta'schen Literaturblattes“ dem literarischen Geschnack in Deutschland seine Meinung aufreichte. Menzel war ein alter Durschenschnacker; gegen alles Weichliche, Philisterhafte, Unwahre, Unnatürliche der damals in den breiten bürgerlichen Schichten herrschenden, noch heute verurteilten Literatur der Klopke und Claren zog er unerbittlich zu Felde, aber in Kunstdingen blieb er doch selber in philistischer Borniertheit stehen und er, der anfangs von gewissen liberalen Freiheitsideen befeuert war, versiel später, was gerade der junge Gutzkow zu fühlen bekam, in schlimme reaktionäre Charakterlosigkeit. Seine Kritik untersuchte nach dem Gesichtspunkte, ob ein Wort Dinge enthielte, die ihm undeutsch, unchristlich und unsittlich erschienen, prüfte also nach altem durschenschnacklichem Rezept und lam auf diesem Wege auch zur heftigsten Befehdung des noch lebenden Goethe. Hier fand er sich mit Börne zusammen. Was er an Angriffen gegen Goethe geleistet, half später mit, den jungen Gutzkow, der einige Jahre hindurch sein Adjutant war, von ihm zu trennen, und all das ist längst erledigt, aber was er gegen Heinrich Heine losließ, das lebt noch heute fort: Adolf Bartels hat es da übernommen, wesentliche Teile von Wolfgang Menzels Arbeit fortzusetzen. Und doch hat dieser Mann, der übrigens nie seinen in jungen Tagen eingefogenen Haß gegen Polizeiwilktir verlernt hat, auch in den Zeiten nicht, da er der Reaktion Dienste leistete, doch hat er einmal die Vesten anfeuern können. Inwiefern, das wissen wir von Gutzkow, der als junger Mann schrieb: „Menzel hat es zum ersten Male frei ausgesprochen, daß in unserer sturmbelegten Zeit ein anderer Hauch durch die Saiten wehen müsse als künstlerischer Blasbalgwind, und ein ander Feuer in uns lodern als ein künstlich angezündetes Zunderfeuer. . . . Der Geist der Zeit hat sich wunderbar genähert und gestärkt an all den Richtungen, die der brausende Sturm vergangener Tage einer schwanfenden und wogenden Flut gegeben hat. Wer jetzt in die Saiten greifen will und angehört zu werden beabsichtigt, muß die Vergangenheit in sich haben aufgehen lassen und mit prophetischem Seherblick die Zukunft enträtseln.“ Aber der so schrieb, blieb nur ein paar Jahre bei dem Stuttgarter Literaturpapi, und schnell trat der Wuch ein: in Gutzkow wuchs eine neue Generation kraftvoll über Menzel hinweg, eine Generation, die von den drängenden Zeitideen tiefer erfüllt war und in der auch dem Kampfbewußtsein größere Ziele deutlicher vorschwebten. Auf diese junge Generation stürzte sich Menzel in demselben Augenblick, als sie sich durch Gründung einer Zeitschrift festeren Zusammenschluß geben wollte. Die Erregung der Zeit — eben war auch ein Wert wie das Leben Jesu von David Friedrich Strauß wie eine Brandfadel hineingeworfen — loderte ohnedies hoch, und die Reaktion war zum Einschlagen eingestellt. Gutzkow war zum Widerjacker Menzels geworden und über ihn, den die geplante Zeitschrift vollends zum Führer der jungen Generation machen mußte, fiel nun Menzel her, als der Roman „Ballh, die Zweiflerin“, erschienen war (1835). Der Roman, durchaus kein bedeutendes Werk, zeigte die jugendliche Eigenart: Erzählung und mitten hinein allerlei angrißspitze Kritik der gesellschaftlichen und geistigen Zustände der Zeit. Menzels Kritik war ein fälschendes, übertreibendes, raffiniert berechnendes Phamphlet, das dem Buche Gutzkows Gotteslästerung und schlimmste Unsittlichkeit zuschrieb, und es tat die gewünschte Wirkung: die Metternichsche Reaktion verhängte Acht und Bann durch Bundestagspruch über die Schriften des Jungen Deutschlands, das als Partei hingestellt wurde, ehe es noch eine geworden war, über Heine, Gutzkow, Laube, Wienberg, Kühne. Wie dieser Schlag empfunden wurde, dafür ein briefliches Wort Börnes als Zeuge: „Wir sind alle dabei beteiligt, das ganze Deutschland, die gesamte deutsche Jugend wird in den Fänsen geschädigt, mißhandelt, gekrenzt; darum sollen und müssen wir alle, in denen noch ein Tropfen Jugendblut ist, uns ihnen anschließen, auf daß der Bund eines „jungen Deutschland“ immer weiter und weiter greife.“ Der herrliche Kämpfer Börne! Ihn hatte der bundestägliche Bannfluch in der Eile ganz vergessen. Nun wollte der Vergessene das Versehen gründlich forrigieren. —

Der jungdeutsche Zeitschriftenplan war natürlich nun nicht durchzuführen. Gutzkow mußte monatelang im Gefängnis sitzen, in Mannheim. Dann ging er nach Frankfurt und im „Telegraph“ schuf er sich für eine Reihe von Jahren eine beachtete Organ für literarische Kritik und literarische Unterhaltung. Was wir in Gutzkow haben, das ist aber das Erzeugnis der dreißiger Jahre, dieser Zeit der beginnenden Auflösung und Neubildung in Deutschland. Gutzkow hat vom Wesen jener Zeit vierzig Jahre später einmal in einem Briefe geschrieben: „Als ich zur Literatur kam, 1830, da mußte man es mit dem Bestande, mit dem haarsträubten der ersten Polemik! Heiteres Plänkeln galt damals als nichts oder wenig. Das Gemüt ist rezeptiv (nimmt auf). Damals gab es nur Dinge zum Abwehren, nicht viel zum Aufnehmen.“ Und mitten in dieser Abwehrzeit, die zu realistischen Schauen der großen und kleinen Erscheinungen und Ereignisse des Lebens ergoz, wuchs auch der für das junge Deutschland charakteristische Drang, von Aphorismus, Skizze, Feuilleton und kurzer Novelle zu großen Werken, die das Leben umfassend auffingen, hordwärts zu kommen; also das zu bauen, wozu weder Börne noch Heines Kraft ausgereicht hatte. Auch das trieb diese Jungen zur Verehrung Goethes, des künstlerischen Gestalters großer Lebenswerke. Die Jungdeutschen zeigten da denselben Zug, der sich bei

den französischen Romantikern, diesen großen Goethe-Verehrern, stark hervorbrängte. Laube legte schon in den dreißiger Jahren frisch draußgängereisch Hand ans Werk: er schrieb den großen dreiteiligen Roman „Das junge Europa“ (Max Hesses Verlag gibt ihn jetzt neu und wohlfeil heraus). Auch Guckow machte den ersten Schritt noch in jenem Jahrzehnt mit einem dreibändigen komischen Roman, der dem Problem der Erziehung gewidmet war. Aber erbittert durch den Widerstand und die Angriffe, die er aus dem Lager der Halle'schen Jahrbücher erfuhr, wandte er sich dem Theater zu. Schon 1834 hatte er einmal zu dem ganz ungläubig dreinschauenden Laube geäußert, man müsse versuchen, der Bühne Bedeutung zu verschaffen dadurch, daß man Stoffe auf ihr behandeln ließe, die mit den Interessen der Gegenwart zusammenhängen. Er ging auch sofort mit ganzer Kraft an die Arbeit, dem zum schemenvollen Buchdrama herabgefunkenen deutschen Drama eine Wiedergeburt zu bringen. Das Drama „Dantons Tod“ von Georg Büchner, das Guckow herausgab, ist sicher nicht ohne Einfluß auf seinen Schritt gewesen, und nun hat er in Deutschland das getan, was drüben in Frankreich der junge Viktor Hugo zehn Jahre früher tat: er hat das Drama wieder an ernsthafte Probleme, an bedeutsame Dinge des Lebens herangeführt und damit der Bühne wieder eine Rolle im öffentlichen geistigen Leben verschafft, die sie eingebüßt hatte. Die vierziger Jahre hindurch ging Guckow in dramatischem Schaffen auf — auch sein Belenner-Drama „Uriel Acofta“ entstand in diesen Jahren, das ihm schließlich das Amt eines Dramaturgen am Dresdener Hoftheater verschaffte. Erst nach 1848 — er erlebte die Berliner Märzereignisse in Berlin selbst und griff in die Kämpfe mit lentendem, vor allzu frühem Vertrauen warnendem Worte ein — erst nach der Revolution, als die Reaktion wieder obenauf war, nahm er die Romanarbeit in großem Stile wieder auf, und jetzt erschien in erstaunlich schneller Produktion zunächst das neunbändige Werk „Die Ritter vom Geist“, das nach dem Niederbruch der Hoffnungen und Träume den deutschen Zeitgenossen helfen wollte, sich in dem Dunkel der neuen Knechtschaft wieder auf einen festeren Weg hinzufinden.

Wie sehr Guckow liberaler Ideologe war, verrät dieser große vielgelesene Roman. Gegen seine Ideologie hatte sich schon Georg Büchner (gestorben 1836) gewandt, der nichts erwartete von den Versuchen, die Gesellschaft mittels der Idee, von der gebildeten Klasse aus zu reformieren“. Jetzt ging Guckow von den Berliner Ereignissen in und nach 1848 aus und er forderte „einen neuen Bund des allgemeinen Menschengeistes gegen den Mißbrauch der physischen Gewalt“. Weg von der Revolution von oben und weg von der Revolution von unten! Man solle die Reaktion sich selbst überlassen, kann werde ihr Staat schon von selbst und beiseheneigt zusammenbrechen, und inzwischen solle alles, was oppositionell gesinnt sei, sich in innerer Sammlung menschheitlich zusammensuchen, — es gäbe „eine kleine Leiter von Begriffen, die so einfach, so tief in der Menschenbrust begründet sind, daß sie die einfachste Intelligenz erklimmen kann“. Auf diese Begriffe hin solle sich die Menschheit die Hand reichen, um so reif zu werden, das Erbe anzutreten, das die reaktionäre Alleinverticshaft ihr beschleunigt überliefern werde. Ein Ausweg war das nicht, aber immerhin ein Versuch, der Resignation, die die fünfziger Jahre beherrschte, nicht ganz zu verfallen.

Zeitgeschichtliche Bedeutung hat dieser Roman auch in anderer Hinsicht noch. Er setzt sich mit der Arbeiterfrage auseinander. Die Anschauungen, die der revolutionäre Geist des Proletariats im Kommunistenbund herausgerieft hatte, spürt man freilich nicht, aber Fourier'sche Gedanken spielen eine große Rolle. Gouben hat darauf hingewiesen, daß ein Freund Guckows, der Hamburger Schriftsteller Georg Schirges, in den dreißiger Jahren Frankreich als Fabrikarbeiter durchwanderte, und wohl als Vermittler Fourier'scher Ideen für Guckow gelten könne. In den „Rittern vom Geist“ spricht ein Fürst, der als Handarbeiter durch Frankreich gereist ist, und dort die kommunistische Gedankenwelt gläubig aufgenommen hat, die Forderung aus: „Die Arbeit muß als eine Quelle der höchsten Freuden dargestellt werden und Institutionen müssen aufstehen, die die Arbeit und alles, was mit ihrer Förderung zusammenhängt, in den Vordergrund aller Politik stellen. Belohnungen, Auszeichnungen, Erhöhungen des Lohnes, Sorge für die Angehörigen der Arbeiter, unmittelbare Beziehungen der Staatsformen nur zur Arbeit, Vertretung der Gewerbe im Vorzug gegen alle anderen Stände, die nur die Diener dessen sein können, der arbeitet! Ich will, daß auch der Arbeiter gebildet ist. Ich will ihm nichts entziehen von dem, was sich der Bevorrechtete zum Schmutz seiner Seele beschaffen kann. Der Staat soll es ihm geben. Der Staat soll aufhören, nur die Garantie des Besitzes zu sein, er soll einzig und allein eine Schutzwehr der Arbeit werden. Die Arbeit muß endlich aufhören, eine Ausgesetzte, eine Paria der Gesellschaft zu sein.“ Das stand im ersten Bande des Romans, der 1850 erschien. Grundbau des neuen Staates sollte die freie Presse sein und krönen sollte den Bau das Recht der Arbeit. So blieb Guckow in den bürgerlich-demokratischen Forderungen stehen. Aber den Arbeiter kannte er, das bewies auch dieser große realistische Roman, der nach dem Worte des Verfassers den bisherigen Roman des Nebeneinander durch den Roman des Nebeneinander ablösen sollte. Gouben dürfte mit der Vermutung recht haben, daß es der erste Roman gewesen sei, durch den der Fabrikarbeiter in Deutschland literaturfähig geworden sei. Schon in einer Kritik, die Guckow 1838 über ein Drama von Viktor Hugo schrieb, hatte er sich gegen die eben von Hugo beliebte Methode getwendet, die Sache der „Beringen und Elenden“ durch

Lakaien, Prostituierte, Wagnobrer, Gaukler führen zu lassen; er bestritt, daß „die Reigungen und das Elend des Volkes in der Person eines Lakaien repräsentiert werden könnten“. So etwa mühte damals erst noch bestritten werden; aber der kleinbürgliche Klassendünkel sorgte dafür, daß diese Aufgabe vorhanden war, und es ist immer noch bezeichnend, daß Guckow an diesem Punkte abweichend kritisch einsetzte. Es zeigt, daß seiner scharfen Beobachtung und seinem Ernste auch dies wichtige Stück Wirklichkeit nicht entzogen und verschlossen geblieben war, daß er es zu würdigen wußte, längst ehe es im Roman und auf der Bühne sein Leben geben konnte, wie es war.

Das Vorbild für seinen großen Roman hat Guckow in Frankreich gefunden: bei Eugène Sue, dem sozialen Modeschriftsteller der Zeit. Aber man denkt bei Guckow heute besser an das Werk Emile Zolas, das den Roman des Nebeneinander in künstlerischem Sinne erst auf seine Höhe erhoben hat. Guckow kannte zwar die Menschen seiner Zeit durch alle Schichten hin, aber um all das realistische Einzelne zu einem Ganzen zusammenzufassen, kam er nicht ohne das Mittel einer allzu sensationellen-künstlichen Handlung aus. Das Gefühl für die Tatsächlichkeit der Vorgänge, das im einzelnen oft stark erregt wird, wird so immer wieder zerstört. Zola hat das Einzelne tiefer gesehen und ist auch in dieser anderen Hinsicht weit über Guckow hinausgelangt. Der Zufall wollte es, daß der Tod zu diesen beiden geschichtlich einander so nahe stehenden Männern in verwandter Gestalt kam: Zola erstickte im Schlaf an Kohlengas und Guckow erstickte — in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember 1878 — bei einem Zimmerbrande, den er im Zustande der Chloralbetäubung durch Umstoßen der Lampe verursacht hatte. Der schreckliche Tod hat ihn wahrscheinlich davor behütet, die letzten Jahre seines ruhelosen Lebens als ein geistig Toter hinzubringen zu müssen.

## Der Tannenbaum.\*)

Die natürliche Heimat der Weißtanne oder Edelanne umfaßt in Deutschland die Alpen, den Schwarzwald, die Vogesen und den Thüringer Wald und schließt wohl auch den Harz ein. Bezüglich des Harzes gehen die Stämme auseinander. Forstleute und Botaniker sprachen dem Baume meist das Heimatsrecht im Harze ab. Die Weißtanne sollte dort nur angepflanzt vorkommen. Diejenigen aber, welche die aus alter Zeit vorliegenden Urkunden eingehender studierten, kamen zu der Ansicht, daß auch der Harz zu ihrem natürlichen Verbreitungsgebiet gehöre. Diese Meinung wird durch die Untersuchungen Webers, des Botanikers der Bremer Moorsuchstation, unterstützt. Schon öfter haben in den Mooren erhaltene gebliebene Pflanzenreste pflanzengeschichtliche Fragen entschieden gelöst. Nicht große Wurzelstöcke und Stämme, auch nicht Zapfen und benadelte Zweige sind dazu nötig. Oft genügt ein mikroskopisch kleines, im Moorschlamm gefundenes Ueberbleibsel, um Licht über Klima und Pflanzenwelt einer weit entlegenen Zeit zu verbreiten. In unserem Falle waren es Pollenkörner in den Brodenmooren, die Weber zu der Ueberzeugung führten, daß die Weißtanne vor alters schon im Harze zu Hause gewesen sei.

Die größten Edelannennäher Deutschlands liegen im Frankenwald, dem Schwarzwald und den Vogesen. Auch im bayerischen Wald und in den bayerischen Alpen ist die Weißtanne reichlich vertreten. Ein Besuch im Schwarzwald mag uns einen Einblick in die Natur des Tannenwaldes geben. Weißtannenwald bedeckt dort die steilen Abhänge der Täler und die ausgedehnte Hochebene, soweit sie nicht als Feld und Weide genutzt wird. Dicht und stammreich können diese Wälder sein, und es dringt dann ebenso wenig Licht ins Innere wie im Fichtenhochwald. Am schönsten aber sind die lichter Bestände, in denen die Sonne helle Flecke auf die graue, hier und da von grünem Moos und weißlichen Flechten bedeckte Rinde zeichnet und auch den Boden erreicht, wo sie große Gräser und Stauden befebt und ernährt.

Die Tanne hat unter fast allen unseren einheimischen Holzarten die größte Fähigkeit, Schatten zu ertragen. Auch unter dichtem Schirm entwickelt sich der Keimling, und viele Jahre lang kann er als kleiner Busch im Schatten fortleben und dann doch noch, wenn die Art oder ein Zufall eine Licht einlassende Lücke schafft, zum kräftigen Stamm heranwachsen. Die größte Wachstumskraft zeigt die Tanne etwa zwischen dem 30. und 70. Lebensjahre. Vom 100. Jahre an nimmt der Höhenwuchs merklich ab, aber noch im 150. Jahre ist er nicht ganz erloschen. Der Keimling erscheint einige Wochen nach der Aussaat und entwickelt im ersten Jahre einen Quirl von nadelähnlichen Keimblättern, die merklichweise ihre von weißem Wachs umgebenen Spaltöffnungen, die bei allen späteren Nadeln auf der Unterseite stehen, an ihrer Oberseite tragen. Der Gipfeltrieb bleibt auch in den nächsten Jahren noch verhältnismäßig kurz, während die Seitenzweige sich ausbreiten, so daß schon hierdurch die junge Tanne von der jungen Fichte sich unterscheidet. Später aber kommen beide sich im Wachstum gleich, und die Tanne hat nun noch den Vorzug, daß

\* Aus dem eben erschienenen Buche: „Der deutsche Wald“, von Prof. Dr. R. Büsgen. (Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk. Herausgegeben von R. Höber und G. Illmer.) In Originalheftband 1,80 M. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.

Bei ihr das Wachstum länger andauert als bei jener, so daß sie noch gewaltigere Stämme zu bilden vermag. Auch der Umstand läßt die Tanne kräftiger erscheinen als die Fichte, daß ihre Äste nicht abwärts sich neigen wie die Fichtenzweige, sondern zu breiten Schirmen sich entwickeln, die völlig wagerecht rings um den Stamm sich ausbreiten. Wenn die Tanne altert und sich ihr Längemwachstum wieder vermindert, so sammeln sich solche Schirme am Gipfel des Baumes. Der Baum schließt dann mit einem dichten breiten Busch ab, dem „Adlerhorst“, an dem man die Tanne von der stets spitzgipfeligen Fichte leicht unterscheiden kann. Die Tanne bedarf der Pyramidenform nicht. Sie besitzt wie die Kiefer eine Pfahlwurzel, die auch heftigen Winden widersteht. Wo freilich der Boden steinig und wenig tiefgründig ist, da kann sich keine Pfahlwurzel ausbilden, und dann wird selbst die Tanne vom Sturme geworfen.

Berläßt man in einem Schwarzwaldtal die Straße und durchwandert den Wald an einem Hang entlang, bald auf schmalen Pfad, bald über moosgepolsterte Steinblöcke, so trifft man Bäume in allen Lebensaltern, von dem Keimling an, der eben aus dem Moose hervorschaubt, durch meter- und mannshohe Stämme und Stämmchen bis zu den starken Riesen, die allmählich für den Hieb heranreifen. Die Verjüngung des Tannenwaldes kann man der Natur überlassen. Die Samen werden reichlich entwickelt und keimen leicht, und die jungen Pflänzchen sind nicht sehr empfindlich gegen Beschädigungen. So braucht man nur durch zweckmäßige Hauungen zur rechten Zeit dafür zu sorgen, daß sie gute Bedingungen zum Aufkeimen finden. Sie bedürfen des Schutzes alter Bäume, dürfen aber nicht allzu stark beschattet werden.

Strachende Artischläge zeigen den Weg zu den Holzhauern, lange ehe man sie im wechselnden Spiel des Lichtes zwischen den verschiedenfarbigen Stämmen unterscheiden kann. Es sind nicht grobe, aber kräftige Gestalten, mit schwarzem Haar und dunklen Augen in dem gebäugten Gesicht. Ohne Jacke, mit aufgestrempelten Hemdsärmeln über den dunkelbraunen sehnigen Armen, schwingen sie die Art. Schwarze Kniehosen, weiße Flanelgamaschen über kräftigen Nagelschuhen und eine runde gestrickte Mütze aus hellblauer Wolle, geziert mit einem roten Streifen ringsum, vollenden die eigenartige Kleidung der Männer, die auf ihre Kunst wohl nicht wenig stolz sind. In der Tat gehört Kraft und Können dazu, einen der gewaltigen Stämme kunstgerecht zu fällen und zu der Kiese zu befördern, der Holzrinne, in der er bergabwärts bis zur Straße gleiten soll.

Der größte Teil des Tannenwaldes ist in Gemeinde- und Privatbesitz. Weil er ohne Schaden stets alle Altersstufen nebeneinander enthalten kann, gibt er jederzeit Erträge und eignet sich deshalb mehr als andere Wälder für private Wirtschaft. Vielleicht hat der bäuerliche Waldbesitzer sich schon vor Jahren „seinen“ Stamm ausgesucht und auf oft wiederholten Gängen sein Wachstum beobachtet. Jetzt ist die Zeit der Hiebperiode gekommen und die Holzhauser beginnen ihre Arbeit, nachdem sie mit den Augen den Baum geschätzt und die Richtung bestimmt haben, in der er zu fallen hat. Vor allem muß sein unteres dides Ende bergabwärts liegen, damit er dem Transport keine allzu großen Schwierigkeiten macht. Ferner darf es nicht zu viele von all den jüngeren Genossen, die ihn umstehen, im Falle mitreißen oder verletzen, namentlich keinen erkrankten Nachbar, der schon hohen Wert erlangt hat. Endlich ist alles überlegt, zwei Holzhauer treten an den Stamm heran und schwingen taftmäßig ihre Äxte, um auf der der Fallrichtung zugewandten Seite und der Gegenseite je eine Kerbe zu hauen. Ist die Kerbe der Gegenseite tief genug, so treiben sie Keile hinein. Gespannt halten die Blöcke der Umstehenden am Wipfel des Baumes und weiter schallen im Rast die Schläge. Endlich beginnt der Riese sich langsam zur Seite zu neigen. Ein Rauschen erhebt sich in den Zweigen, sie berühren zum letzten Male die Nachbartronen und mit immer stärkerem Säusen und in immer rascherer Bewegung beschneit der Baum seine Bahn bis zum dumpfen Aufschlag auf den weithin erzitternden Waldboden. Ohne lange zu saßeln, sind die Holzhauer wieder bei der Hand. Einer drängt sich in das Astgewirr der liegenden Krone, um die Zweige abzuschlagen, ein anderer macht sich mit fahenartiger Geschwindigkeit daran, mit einem flachen Beil die weiche Rinde aufzuschlitzen und in großen Streifen abzulösen. In kaum einer Viertelstunde ist alles getan und der entastete und entrindefe Stamm kann der Kiese zugeführt werden. Das vorangehende Wurzelnende wird mit einigen kunstgerechten Sieben zu einem stumpfen Keil abgerundet, damit der Stamm beim Aufschlagen am unteren Ende der Kiese möglichst wenig beschädigt wird.

Das Schleppen erfordert viel Kraft und Geschick. Am Wipfelende des Stammes wird eine starke Kette eingehakt, um untere Ende ein Seil geschlungen. Starke Männer halten beides, damit die riesige glatte Walze auf dem steilen Hang nicht ins Rollen kommt und unberechenbaren Schaden anrichtet. Auf ein langgedehntes „Oh, oh“ lüften zwei Leute den Stamm durch untergesteckte Haken. Der obere am Berg stehende Mann läßt ein Stück der Kette nach, und langsam gleitet die Tanne abwärts, noch gehemmt durch das Seil am unteren Ende, das zur Vorsicht noch um einen Nachbarstamm geschlungen wird. So geht es stufenweise halb gerade, bald in schräger Richtung unter geschickter Vermeidung aller Hindernisse allmählich bis zur Kiese, einer festgefügteten Rinne, in welcher der Stamm schließlich Hunderte von Metern weit frei von jeder Fessel bergab schießt. Am unteren Ende verringert sich

die Neigung der Rinne und schließlich steigt sie sogar etwas aufwärts, damit die Wucht der Stämme sich mäßigt, die wie glänzende Schlangen, mit einem unheimlichen Leben begabt, in der Kiese daherkriechen. Dennoch konnte es geschehen — wenigstens erzählt man sich das dort im Wald —, daß ein Stamm, der durch Zufall aus der Kiese herausprang, durch ein Bauernhaus hindurchschloß, zur Vordertür herein, zur Hintertür hinaus. Schaden soll der umgebene Gast dabei nicht angerichtet haben.

## Kleines feuilleton.

### Medizinisches.

**Sonnenschein und Tuberkulose.** Die allgemeine bakterientötende Wirkung der Sonnenstrahlen macht ihre Heilkraft auch bei tuberkulösen Erkrankungen verschiedenster Art geltend. Es liegt auf der Hand, daß insbesondere Höhenkurorte dieser günstigen Wirkung teilhaftig werden. Eingehende Versuche zur Erforschung der Sonnenheilkraft hat Dr. Oskar Bernhart in St. Moritz viele Jahre lang angestellt. Wie der „Lancet“ mitteilt, beziehen sich diese Untersuchungen auf einfache infizierte Wunden, Tuberkulose der Haut, Drüsen, Gelenke und Knochen, auf Hautkrebs und sonstige schwere Hautleiden. In fast all diesen Fällen hat die Sonnenbestrahlung eine heilkräftige Wirkung gezeigt. Die Kranken wurden in sehr großer Höhe, 1800—3000 Meter über dem Meeresniveau, der Behandlung unterzogen, wodurch im Verein mit der außerordentlich trockenen Luft die Heilwirkungen zweifellos erheblich gefördert wurden. Die starke Durchblutung, die durch den Reiz der Lichtbestrahlung hervorgerufen wird, ist sicher ein Heilfaktor. Der erste Nachweis der bakterienzerstörenden Kraft des Lichts wurde von den englischen Ärzten Downes und Blunt im Jahre 1877 erbracht. Dr. Bernhart verwendet biegsame metallische Spiegelblättchen, um Strahlen von verschiedenem Durchmesser und verschiedener Tiefe zu behandeln. Auch der französische Arzt Dr. Mollier hat mit der Einwirkung der Sonnenstrahlen sehr wertvolle Ergebnisse erzielt. Er berichtet von 110 Fällen tuberkulöser Erkrankungen, die er seit dem Jahre 1903 in dem in einer Höhe von 1450 Metern gelegenen Kurort Leysin in der Nähe von Alge im Kanton Valais behandelt hat. Die operativen Eingriffe wurden nach Möglichkeit vermieden, und die Ergebnisse waren auch hier höchst zufriedenstellende. Erst in letzter Zeit hat Dr. Mollier zehn neue Fälle von komplizierten tuberkulösen Erkrankungen der Gelenke und Knochen beschrieben, die sehr wesentliche Besserung erfuhren.

### Naturwissenschaftliches.

**Naturwissenschaftliches für die Jugend und das Volk.** Die uralte Lehrmethode des Dialoges hat Dr. Karl Kraepelin mit großem Geschick in seinen „Naturstudien im Garten“ und „Naturstudien in Wald und Feld“ (beide im Verlage von V. G. Teubner, Leipzig; Preis jedes Buches gebunden 3,60 M.) verwendet. Die hübsch ausgestatteten Bücher sind denn auch bereits in dritter Auflage erschienen. Die Art, wie im Gespräch zwischen dem Dr. Ehrhardt und seinen drei Söhnen die „Handlung“ fortschreitet und der Vater Stück um Stück den Kindern die Geheimnisse der Natur aus Wald und Feld und Garten in sehr leichtverständlicher Weise erschleiert, ist sehr ansprechend zu nennen. Die Bücher sind besonders Knaben zu empfehlen, die das Glück haben, vom Vater an Sonntagen ins Freie geführt zu werden. Aber auch für die Lektüre daheim passen sie durchaus und spielend führen diese Blaudeureien den Wüßbegierigen durch einen großen Teil naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Nicht gerade besonders für die Jugend geschrieben, doch für ältere Knaben mit Vorteil lesbar, sonst für jeden Naturfreund bestimmt, ist „Der deutsche Wald“ von Prof. Dr. M. V. S. G. von D. Meyer, Leipzig. Preis gebunden 1,80 M.) Ein ebenfalls gut ausgestattetes, reich illustriertes Büchlein, das zu den erfreulichen Erscheinungen der heute so üppig ins Kraut geschossenen populärwissenschaftlichen Literatur gehört. Der Verfasser hofft, wie er im Vorwort sagt, dem Waldfreunde manche Frage zu beantworten, die er sich auf seinen Wanderungen wohl gestellt hat, und ihn vielleicht auch auf andere Geheimnisse des Waldes erst aufmerksam zu machen. Kein Waldfreund wird in der Tat die Anschaffung des Wertchens zu bereuen haben. Klar und einfach ist die Sprache, in der der Verfasser uns den deutschen Wald schildert und Kiefer, Tanne, Fichte, Eiche usw. beschreibt. Hervorzuheben sind die gut ausgewählten Abbildungen. — Einen ausgezeichneten Ueberblick über Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnpflanzen gibt Prof. Dr. M. O. S. G. in seinem Bändchen „Kryptogamen“. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. Preis gebunden 1,25 M.) Es gibt für die erwähnten Pflanzenklassen leicht verständliche, doch immerhin mehr in wissenschaftlicher Ausdruckweise geschriebene Darstellungen, die — ohne viel auf Einzelheiten einzugehen — überall die wesentlichen Unterschiede herausheben und durch gute Abbildungen erläutern. Das Bändchen ist daher für Fortgeschrittene bestimmt, die ein lebhafteres Interesse für die eigenartige Welt der „blumenlosen“ Pflanzen empfinden und denen vielleicht der Besitz eines Mikroskopes das weitere Eindringen ermöglicht.